

# Vor hundert Jahren : 1839 - ein bedeutungsvolles Jahr der Schweizergeschichte

Autor(en): **Sommer, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 38

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648652>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Vor hundert Jahren

1839 — ein bedeutungsvolles Jahr der Schweizergeschichte

Von Dr. Hans Sommer

Wer hundertjährige Zeitungen, Zeit- und Flugschriften, Briefe und Reiseberichte durchgeht, ist immer wieder überrascht von der Gegenfälligkeit der Bilder, die ihm dabei entgegen treten. Eine stille, heimelige, verträumte Welt, die wir Menschen des 20. Jahrhunderts gerne und oft die „gute alte Zeit“ nennen, tut sich auf: Friedliche Menschen werken auf einem kleinen, aber gesicherten Erdreich, freuen sich an Feierabenden ihres geruh-samen, bescheidenen Daseins und lieben, gleich jenem Bürger aus dem „Faust“, „ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei, wenn hinten, weit in der Türkei, die Völker aufeinander schlagen“ ... der Brunnen plätschert, Rosen- und Fliederduft streicht durch die linde Luft, die Postkutsche rumpelt über das Pflaster, und Wanderburschen ziehen jauchzend hinaus, irgendwohin in die Ferne, wo die Flüsse blinken und die Wälder rauschen.

Allein diese idyllische, biedermeierische Welt, bei der wir aus einer wirren, lärmenden Gegenwart so gerne eintreten möchten, wurde allzu oft jäh gestört. Denn hitzige politische Fehden wühlten das Schweizervolk vor hundert Jahren zeitweise bis auf den Grund auf, und kaum ein Winkel blieb verschont vom Schutt und Schaum, den der heftige Wellenschlag der Zeit heranschwenkte. „Es ist sehr schwer, sich in diesem Augenblick mit Politik zu befassen. Wer sie anrührt, wird bedudelt“ —, so schrieb im Frühling 1840 Jeremias Gotthelf einem Freunde. Dieses Urteil des großen Pfarrherrn und Volkserzieher aus Lützelflüh ist wohl herb, aber in vielen Fällen durchaus zutreffend.

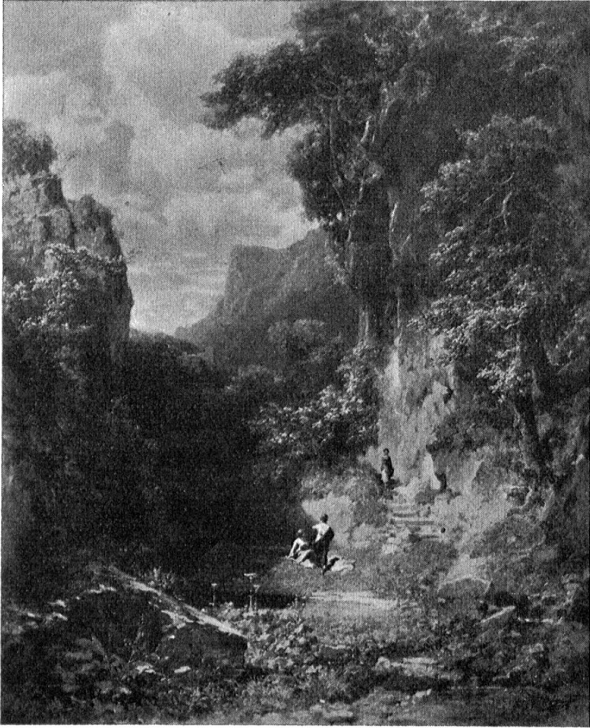
Wie manches ist doch in den letzten hundert Jahren anders geworden! Das äußere Bild hat sich seit 1839 gewaltig verändert: Die Bevölkerungszahl der Schweiz hat sich verdoppelt, aus stillen Dörfern sind betriebsame, lärmende Industriezentren geworden, aus gemüthlichen Kleinstädchen weitgehende Häusermeere. Unsere Kinder können sich das Leben ohne elektrisches Licht und Radio, ohne Auto und Flugzeug kaum mehr vorstellen, der Weltkrieg liegt für sie bereits in ferner Vergangenheit, aber auch wir Ältern haben alle Mühe, uns in die eisenbahnlose Zeit oder, um ein kleines Einzelbeispiel zu nennen, in die Tage des Rößlitrams zurückzuerlegen.

Hat sich auch der Mensch entsprechend gewandelt und verwandelt? Ein Blick auf das heutige Europa ist Antwort genug: Die Menschen mit ihrem Hoffen und Streben, Irren und Straucheln sind dieselben geblieben. Ja, Not und Kampf, Vorurteil, Haß und Unduldsamkeit bestimmen heute mehr denn je das Antlitz der Menschheit, und Niessche scheint mit seiner Geschichtsauffassung recht zu behalten: Geschichte ist ewige Wiederkehr des Gleichen, immer wird geschehen, was schon immer geschah: der Mächtige schlägt den Schwachen nieder, beraubt ihn, setzt sich in sein Haus, in sein Land. Doch auf dieses trostlos dunkle Geschichtsbild wirft die Schweizergeschichte der letzten hundert Jahre ein helles, tröstliches Licht. Der optimistische Glaube unserer Urgroßväter, daß Geschichte einen immerwährenden Aufstieg der Menschheit bedeute, ist nicht ganz zuschanden geworden. Die Schweizer haben, in ihrem staatlichen und politischen Leben zumal, mit den Errungenschaften einer fortschreitenden Technik und Zivilisation Schritt gehalten; ihr politischer Sinn ist reifer, ihr Sinn für Zusammenarbeit stärker, ihre staatliche Verbundenheit enger geworden. Das Schweizerhaus steht fester gezimmert da als vor hundert Jahren. Diese Vorwärtswicklung vollzog sich nicht ohne Kämpfe; das Jahr 1847 zeugt eindringlich davon. Aber gleich wie in jedem sinnvollen Einzelleben, wurde im Leben unseres Volkes Erkenntnis, was einst

Jubel und Jammer war, und Jacob Burckhardts Wort scheint in der Schweizergeschichte, wir hoffen es wenigstens, eine praktische Veranschaulichung gefunden zu haben: „Wir wollen durch Erfahrung nicht sowohl klug (für ein andermal) als weise (für immer) werden.“ Dieses Wort muß uns immer wieder Zielsetzung sein. Jede Geschichtsdarstellung soll jedem neuen Geschlecht die Ergebnisse, Irrtümer und Wirrnisse früherer Generationen übermitteln, damit es umso besser das Gebot seiner eigenen Stunde zu erkennen vermöge. Der Gegenwart möchte auch die vorliegende Arbeit dienen.

Wertvolle Einblicke in das kulturelle und wirtschaftliche Leben der Schweiz vor 100 Jahren vermitteln neben den Zeitungen die zahlreichen zeitgenössischen Reiseberichte. Trotz der noch recht mangelhaften Verkehrsverhältnisse waren die Dreißigerjahre des 19. Jahrhunderts eine sehr reiselustige Zeit. Seit der Befriedung der europäischen Zustände durch den Wienerkongreß 1815 ergoß sich der während der napoleonischen Kriege gestaute Fremdenstrom stets mächtiger über die Grenzen unseres Landes. Als ein Hort der Freiheit und ein Schmuckkästchen der Natur wurde die Schweiz in allen Sprachen besungen. Engländer, Franzosen, Deutsche und Italiener bereisten sie oder suchten hier, als politische Flüchtlinge, ein gastliches Asyl. Einen Begriff vom Umfange des damaligen schweizerischen Reiseverkehrs gibt eine Berner Zeitungsnotiz aus dem Jahre 1839. Danach beherbergten in der Woche vom 2. bis zum 9. September die stadtbernerischen Gasthöfe 1112 fremde Gäste. Berühmte Namen tauchen in den Fremdenlisten auf; am 12. Juli 1839 z. B. feierte die studierende Jugend Berns den im Gasthose zur Krone abgestiegenen Dichter Ludwig Uhland mit einem Fackelzug und einem wohlgefügten Ständchen. Noch war zwar das Reisen nicht nur recht mühsam und kostspielig, sondern auch umständlich und zeitraubend. Als zwischen Bern und Zürich im Jahre 1835 ein Eilwagendienst eingerichtet und die Fahrtdauer von rund zwei Tagen auf 15½ Stunden herabgesetzt wurde, nahm man dies mit staunender Dankbarkeit zur Kenntnis. Eine bernische Zeitung rühmt, wer morgens 5 Uhr in Bern abfähre, könne um halb neun in Zürich zu Nacht speisen. Diese Feststellung nötigt dem Schnellzugsreisenden von 1939 ein Lächeln ab. Und doch zog die damalige Hauptstraße über Kirchberg, Murgenthal, Suhr, Lenzburg direkt von Hauptstadt zu Hauptstadt und ließ die bedeutenden Landstädte wie Burgdorf, Langenthal, Olten und Brugg rücksichtslos rechts oder links liegen! Um den Plackereien mit den privaten oder halbstaatlichen postalischen Instanzen entgehen zu sein und das lästige Umsteigen zu vermeiden, reisten viele Ausländer in Mietkutschen, die ohne Trinkgeld bei 12 alten Franken täglich kosteten, oder brachten eigene Landauer mit eigenen Kutschern mit.

Längst hatten sich die Fremdenzentren der Reise-Hochkonjunktur angepaßt. Der Oberländer schüttelte nicht mehr den Kopf über die Bergnarren; er erkannte seinen Vorteil, öffnete willig Milch- und Käsegaden, belud sich mit Brotsack, Weinlagel und fremdem Reisegepäck, um als Wegweiser und Träger die kleinen Reisegeellschaften über die Aipläger von einer Talschaft zur andern zu geleiten. Man lernte, wie Dthmar Gurtner launig sagt, aus Lehnfesseln langholmige Tragstühle verfertigen, auf denen man zarte Jüngferlein und doppelsentrierte Mostbirnen unverfehrt über die steinigten Wege schleppen konnte. Im Tal und in den Städten wurden die bestehenden Gasthöfe vermehrt und baulich verbessert, es entstanden, besonders an den Seen, zahlreiche Pensionen; auf den besuchtesten Berggipfeln erstellten



Aus der Ausstellung in der Kunsthalle Bern

wagemutige Wirte die ersten Hotels: Rigifulm 1816, 1832 Faulhorn, 1837 Rigi-Scheidegg, 1839 Uetliberg. Nicht immer fanden die Neuerungen den Beifall der Reisenden. Guido Görres, der bereits in den Zwanzigerjahren mit seinem Vater, dem romantischen Patrioten Joseph Görres aus dem Rheinland, die Schweiz besucht hatte, schrieb den Seinen am 20. Juli 1839 von Thun aus: „Die Gegend . . . sieht immer noch so schön wie damals aus, mit dem Unterschiede, daß der Luxus in den Gasthöfen, an den Hauptorten nämlich, noch um ein Bedeutendes gestiegen ist, ohne daß man deshalb besser bedient wird. Eine neue Erfindung dieser Art sind auch die vielen sog. Pensionen . . .“ Ueber schlechte Bedienung, hohe Preise, über das Trinkgeldwesen und Bettelien der Bergbevölkerung wird in zahlreichen Reiseberichten geklagt. Anlaß zu Uebervorteilungen mag da und dort das Fehlen jeglicher Konkurrenz gegeben haben. In den Seitentälern des Berner Oberlandes und des Wallis stand vor hundert Jahren noch kaum ein Hotel, während ein Fremdenplatz wie Interlaken schon um 1840 „eine englische Kolonie“ genannt wird. Die Fremden waren demnach vielfach genötigt, in Alpbütten Unterkunft und Verpflegung zu suchen, wenn sie nicht bei einem Dorfpfarrer ein Unterkommen fanden. Letzteres kam ziemlich häufig vor. Der Straßburger Historiker Chr. Moritz Engelhardt z. B., der 1835 zum erstenmal nach Zermatt kam und das Dorf unter dem berühmten Bergriesen als Kurort „entdeckte“, bezog jeweilen im dortigen Pfarrhaus Standquartier. 1839 jedoch verbot die Walliser Regierung ihren Pfarrern das Wirten, aus Gründen, die sich von selbst verstehen.

Eine vielbestaunte Neuerung im Verkehrswesen bildeten die ersten Dampfschiffe auf den Schweizerseen. Am 31. Juli 1835 befuhren die Gebrüder Knechtenhofer in Thun zum erstenmal den Thunersee mit ihrem aus Paris bezogenen Dampfboot „Velleue“, zwei Jahre darauf setzte der Dampfschiffverkehr auf dem Vierwaldstättersee ein, dem Hauptsammelbecken des damaligen schweizerischen Reiseverkehrs, im März 1839 machte der erste für den Brienzensee bestimmte Dampfer „Gießbach“ seine abenteuerliche Reise vom Genfersee, wo er bereits gedient hatte, über Berg und Tal nach Interlaken. 26 Pferde zogen den eigens

für den Transport erstellten Wagen. „In Milden“ (Moudon), so berichtete die Allgemeine Schweizer Zeitung, „mußte ein Thorbogen abgebrochen, in Peterlingen unter dem Thore das Pflaster aufgerissen und die Straße vertieft werden, und in Bern brach unter dem Rade eine dicke, über den Stadtbach gelegte Granitplatte zusammen . . .“ Als den 2. März das Dampfschiff hinter dem Schloß Thun durchfuhr, war beim engen Paß ein solches Gedränge der durch Neugierde herbeigezogenen Volksmenge, daß der englische Mechaniker, der das Dampfschiff begleitete, mit einem Bein unter das Rad kam.“ Der Verunglückte starb einige Tage darauf an den Folgen der Verletzungen.

Mit welchen Schwierigkeiten die ersten Dampfschiffunternehmer zu kämpfen hatten, mag ein Bericht vom 10. August 1839 aus dem in Bern gedruckten Schweizerischen Beobachter dartun. Der Fluch Gottes ruhe auf dem neuen Brienzensee-Dampfschiff, heißt es darin; dies sei auch nicht verwunderlich, da es den armen Ruderbootbesitzern den Verdienst raube. Das Dampfschiff taue übrigens gar nicht: „Seine Breite ist in keinem Verhältniß zu seiner Länge, daher das unangenehme für die Frauenzimmer beängstigende Schwanken, wenn auch nur eine einzige Person sich auf dem Verdecke von ihrer Stelle bewegt. Die Maschine steht in negativem Verhältniß zur Größe des Schiffes und ist folglich Ursache, warum bei günstiger Witterung letzteres seinen Lauf nur mit Mühe verfolgt, und gut bemannte Ruderboote zu passieren kaum im Stande ist. Ein drittes Uebel sind die Flammen und Funken, welche beständig aus dem Kamine sprühen und den Passagieren Mergel und ihren Kleidern Löcher verursachen. Von einem vierten Uebel könnten die Wirthe zu Brienz ein Mehreres berichten, die für die paar Duzend Fremden, die ihnen das Dampfschiff zuführt, die unvernünftige Verpflichtung eingegangen haben, auf daselbe jährlich 120 Klafter Holz unentgeltlich zu liefern und die Mannschaft zum Theile zu erhalten.“ Weiter sagt der Bericht, den allerdings teilweise der Konkurrenzneid diktiert haben dürfte, die Gemeinde Brienz fürchte, das Schiff könnte bei trockenem Wetter das Dorf in Brand stecken; beim Landungsplatz in Interlaken sei bereits ein Hausdach entzündet worden. Schließlich weiß der Einfelder von einem peinlichen Vorfall während einer Seefahrt zu berichten: nur mit größter Mühe habe eine auf dem Schiff selbst ausgebrochene, durch Funkenwurf entstandene Feuersbrunst gelöscht werden könne. Reiseberichte sind stets mit Vorsicht aufzunehmen. Meinungen, Empfindungen, Betrachtungsart wechseln von Mensch zu Mensch und von Zeitabschnitt zu Zeitabschnitt. Jeder Verfasser von Reiseberichten spiegelt darin ebenso sehr sich selbst wie seine Umwelt. Trotzdem entrollen solche Schilderungen immer ein Stück Kultur- und Menschengeschichte.

So ist es sicher nicht von ungefähr, wenn die Berichte von Schweizerreisen vor hundert Jahren im allgemeinen für den Kanton Bern nur Worte des Lobes finden. Immer wieder erhält insbesondere das Emmental mit seinem Gesamtbild von Hablichkeit, Fleiß, innerer und äußerer Sauberkeit eine ausgezeichnete Note. Aber auch andere Landesgegenden werden gerühmt. „Welcher Kontrast“, so schreibt einer 1839, „wenn man aus dem Freiburgischen kommend den Kanton Bern betritt! Häuser, Kleidertracht, Wohnungen haben hier ein so reizendes, einladendes Aussehen, daß man nicht anders kann, als die vortheilhafteste Meinung von dem häuslichen Leben der Familien und Individuen zu fassen . . . Wir frühstückten in Neueneegg. Ich wünschte alle Tage so zu frühstücken. Ich möchte der Pfarrer seyn, der das über dem Dorfe in der Mitte von Wiesen und Baumgärten gelegene Pfarrhaus bewohnt.“ Wie allen Reisenden, so macht auch unserm Gewährsmann die Stadt Bern einen besonders guten Eindruck. „Das ist eine Stadt“, ruft er aus, „mit ihren steinernen Arkaden, ihren breiten Fontainen, ihren stolzen Gebäuden und stolzen Terrassen! Und wie wohl genährt und wohl gekleidet ist ihre Bevölkerung! wie sie behaglich wohnt!“ Ähnliche wohlwollende Urtheile ließen sich beliebig vermehren. Bern durfte sich aber auch sehen lassen. Noch bot es

das schöne einheitliche Bild, wie es zu einem guten Teil das bau- und kunstfreundige 18. Jahrhundert geschaffen hatte. Noch fehlten der rund 15,000 Seelen zählenden Kleinstadt die modernen Mißquartiere und die zahlreichen öffentlichen und privaten Bauten aus dem 19. Jahrhundert, die im allgemeinen nicht schwer tragen an baulichen Schönheiten. Noch standen dagegen ehrwürdige Zeugen einer großen Vergangenheit, die später leider dem Moloch Verkehr geopfert wurden, so unweit der stilvollen Barockkirche zum Heiligen Geist der massige, wie für die Ewigkeit bestimmte Christoffelturm mit dem neun Meter hohen hölzernen Heiligenbild, oder das alte historische Museum südlich des Zeitglockens, eines der schönsten Bauwerke des alten Bern, dessen Rokotofassade heute als Brunnenwerk den Thunplatz ziert. Noch lief das tägliche Leben in ungefähr denselben Bahnen wie vor dem politischen Umschwung von 1830/31. Erinnert es nicht an ein gestrenges Sittenmandat „Meiner Gnädigen Herren“, wenn im Herbst 1836 das Tabakrauchen auf der Münsterplattform, dem Stelldichein der Berner „beau monde“, bei 1 Franken Buße verboten wurde? Und doch kündeten sich auch in Bern neue Lebensformen an. 1834 wurden als sichtbare Zeichen der neuproklamierten Gleichheit von Stadt und Land die alten Schanzen und Befestigungsanlagen abgetragen. Weniger augenfällig, aber doch bedeutsam waren verschiedene technische Neuerungen. Am 14. August 1839 z. B. wurden der Berner Bevölkerung durch das „Intelligenzblatt“ die ersten aus England eingeführten Stearinkerzen, sogenannte „bougies“, zum Kaufe angeboten. Ungefähr zu dieser Zeit gründeten wagemutige Männer die erste Gasbeleuchtungs-gesellschaft, im März 1841 wurde der „Vertrag um die öffentliche Beleuchtung der Stadt Bern“ zwischen der Stadtverwaltung und den Herren von Sinner und von Fellenberg abgeschlossen, und am 1. Mai 1843 konnte das neu erstellte Gaswerk im Marzili den Betrieb aufnehmen. Als erste Schweizerstadt hatte Bern nach Ueberwindung vieler sachlicher und gefühlsmäßiger Widerstände die Gasbeleuchtung eingeführt. In den meisten Privathäusern bediente man sich jedoch noch lange der Unschlitzerze mit zugehöriger Puzschere zum Abbrechen des verkohlten Dochtes. Petrol wurde erst etwa von der Jahrhundertmitte an verwendet. Vor hundert Jahren eroberte sich auch ein kleines, bescheidenes Instrument den stadtbernerischen Markt: die Stahlfeder. Im März 1836 empfahl die Papierhandlung Leuenberger die neu erfundene Feder mit dem Hinweis, das neue Schreibwerkzeug habe sich bereits in der Ostschweiz gegenüber der bisher gebräuchlichen Gänsefeder vorteilhaft ausgezeichnet. Endlich ist im Zusammenhang mit den technischen Neuerungen zu erwäh-

nen, daß 1839 in Bern wohl die ersten schweizerischen Photographien hergestellt wurden. Nach einem vor einiger Zeit in der „Neuen Zürcher Zeitung“ erschienenen Aufsatz diente die neue Erfindung dazu, die ursprüngliche Heimat von Landstreichern zu ermitteln; das photographische Verfahren ersparte der eidgenössischen Kanzlei umfangreiche Signalemente.

Rehren wir zu unsern Reiseschriftstellern zurück. Viel bestaunt wurde in Bern zu jener Zeit der Bau der ersten großen Murebrücke. Ein deutscher Flüchtling, der Altphilologe Karl Brunnemann, bezeichnete die 1844 dem Verkehr übergebene Nydeckbrücke geradezu als „eines der großartigsten Bauwerke der Neuzeit“. Selbstredend gehörte zu einem Besuch in Bern auch damals schon ein Gang zu den possierlichen Wappentieren. Diese haften seit 1825 im Grabenstück nördlich des Marbergertores in der obern Stadt; erst 1857 bezogen sie den heutigen Graben bei der neuen Nydeckbrücke.

Zusammenfassend ist über die Reiseberichte folgendes zu sagen: Man darf nicht vergessen, daß alle die fremden Herrschaften ihre gefärbten Brillen mit sich trugen. Man muß Gott helfs 1837 erschienenen „Bauernspiegel“ und die 1840 veröffentlichte „Armennot“ neben ihre überschwänglichen Schilderungen von der hablichen Berner Bevölkerung stellen, seinen „Schulmeister“ neben das Lob der bernischen „Schulpaläste“, das ganze Lebenswerk des großen Mahners und Volkserziehers neben alle noch so gut gemeinten Urteile Fremder, — erst dann erhält man ein Bild mit gerechter Verteilung von Licht und Schatten.

Ueber die tiefste Wesensart der Schweizer äußerten sich allerdings einheimische und fremde Betrachter ziemlich übereinstimmend. Johannes Scherr, der Bruder des Zürcher Seminar Direktors Scherr, urteilte z. B.: „Den Schweizern fehlt der ideale, weltumfassende Sinn; sie lieben es, ihre Kräfte und Talente auf das Zunächstliegende zu beschränken; praktisch, praktisch, das ist das Losungswort, welches einem allerwärts in den Ohren schallt . . .“ Was Scherr mit einem leis tadelnden Unterton ausspricht, bestätigen andere Deutsche mit einem geheimen Gefühl des Neides. Die nüchterne Wesensart bewahre das Schweizervolk vor bitteren Enttäuschungen; der praktische Sinn äußere sich vor allem in der Befähigung des Schweizer für Politik, diesem Zwischenreiche zwischen Geistigem und Praktischem, hier könnten die Schweizer Vorbild sein. Karl Heinzen sah „über rascht und erfreut die lebendige, erregte Teilnahme, die bis zum Diensthöten und zum Handwerker herab alles für die Politik an den Tag legt.“

Schluß folgt.

## Heimat

Von Alfred Hugenberg

Wer wissen will, was Heimat ist,  
Der mag auf stillen Pfaden gehn;  
Ein Saatsfeld träumt, ein Weiler grüßt,  
Ein Lied verklingt im Abendwehn.

Die Berge ragen hoch und fern,  
Noch ist ihr Mahnen Friedensruf.  
Bewahre uns ein guter Stern  
Das Glück, das Fleiß und Treue schuf!

Wer wissen will, was Heimat ist,  
Muß Wetterwolken steigen sehn,  
Daß er den Wert zutiefst ermist  
Vom überkomm'nen Gottesleh'n.

Es sind uns Sorgen auferlegt —  
Auch Sorgen machen stark und gut.  
Was tausend Herzen heiß bewegt,  
Es wird zur Macht, die Wunder tut!

Der Gott, der uns die Heimat gab  
Als ewigteures Angebind,  
Er zieht die Hand nicht von uns ab,  
Wenn wir der Heimat würdig sind.